UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diepraktischespr00fran

La
F829p

DIE

PRAKTISCHE SPRACHERLERNUNG

AUF GRUND

DER PSYCHOLOGIE UND DER PHYSIOLOGIE
DER SPRACHE DARGESTELLT

VON

FELIX FRANKE.

ZWEITE, VERBESSERTE AUFLAGE

BEVORWORTET VON

O. JESPERSEN.

34915
2/8/96

LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1890.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

VORBEMERKUNG ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Es ist in den nachfolgenden Blättern der Versuch gemacht worden, etwas ausführlicher, als es bisher geschehen, die Frage nach der naturgemäfsen Methode für die praktische Erlernung lebender Sprachen, entsprechend der modernen Definition der Sprache — als eines psychischen Mechanismus mit physiologischen Äufserungen —, auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache zu beantworten. Wir haben dabei auf die bisher angewandten, rein empirischen Methoden, die trotz aller Verschiedenheiten untereinander für unseren Standpunkt wesentlich unter einen Begriff, den der Übersetzungsmethode zusammenfallen, nur insoweit Rücksicht genommen, als dies für die schärfere Charakterisierung der von uns vertretenen psychologischen Methode unumgänglich nötig schien.

Es ist vorerst nur eine Skizze, sind nur Umrisse, die wir bieten; eine Menge Detailfragen sind unerörtert geblieben; es war uns zunächst darum zu

thun, die leitenden Ideen dem gröfseren beteiligten Publikum zugänglich zu machen, vor allem den Philologen, die heute zu einem guten Theile dazu neigen, in eine völlig einseitige, nur historische und meist ziemlich buchstabengläubige Sprachbetrachtung zu verfallen und dabei vergessen, dafs das allerdings ungemein wichtige Studium früherer Sprachperioden nur ein Teil des grofsen Gebäudes der Sprachwissenschaft ist.

Sorau N.-L., August 1883.

F. Fr.

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE.

Diese neue Auflage ist ein Abdruck des mit handschriftlichen verbessernden Anmerkungen versehenen Exemplars der ersten Ausgabe, das mir Felix Franke überschickte, als ich im April 1884 eine Übersetzung ins Dänische vorbereitete. Der Verfasser ist im Jahre 1886 gestorben, — ich habe demselben im zweiten Bande der »Phonetischen Studien« eine kurze Biographie gewidmet — was ich also hier der deutschen Lesewelt übergeben kann, ist nur das Buch so wie es der Verfasser ein halbes Jahr nach dem Erscheinen gedruckt zu sehen wünschte. Wie ganz anders würde sich diese neue Ausgabe aber gestaltet haben, wenn es dem Autor vergönnt worden wäre, dieselbe selbst besorgen zu können!

Was hätte er nicht alles zu berichten gehabt über die Siege der von ihm verfochtenen Anschauungen, über die praktischen Erfolge der von ihm theoretisch empfohlenen Methode? Wie hätte er jetzt die Argumente, mit denen er einst als dreiundzwanzigjähriger Jüngling dem Konservatismus mutig entgegentrat, austiefen, wie die Einwendungen der Gegner niederschlagen können?

Es kann daher, wenn wir, seine Freunde, seiner gedenken, nicht anders geschehen als mit der Mischung von Freude über das von F. Franke Geleistete und dem Bedauern, dafs es ihm nicht beschieden war, sein Werk fortzusetzen!

Kopenhagen, August 1890.

Otto Jespersen.

„Den Menschen zu verstehn
„Dient seiner Sprach' Erlernung."
(Rückert.)

Gemeiniglich wird der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Praxis so aufgefafst, dafs man meint, da die Praxis nicht wissenschaftlich ist, müsse nun auch notgedrungen umgekehrt die Wissenschaft den praktischen Erfordernissen völlig fremd entgegenstehen. Es ist dies einer von den vielfachen Trugschlüssen, die als anerkannte Wahrheiten in der Welt herumgetragen werden. Genährt wurde dieser Glaube an die Unbrauchbarkeit der Wissenschaft für praktische Zwecke dadurch, dafs ihre Vertreter sich meist der praktischen Verwendung der Resultate wissenschaftlicher Forschung vornehm abkehrten, da eine derartige Anwendung ihrer selbst und der Wissenschaft gleich unwürdig sei. Es ist ein erfreulicher Zug unserer Tage, dafs nach dem Vorgange der Naturwissenschaft, die so unmittelbar ins Leben eingreift und die Geister zur Beobachtung geschult hat, auch die historische Wissenschaft sich nicht mehr scheut, von ihrer Scheinhöhe herabzusteigen und mehr und mehr praktisch zu werden; nicht nur vielfach Hypothesen durch direkte Beobachtungen ersetzt, Abstraktionen nicht mehr für Realitäten auszugeben anfängt, sondern auch ihren höheren Standpunkt,

ihren von naiv-einseitigem Beschauen weniger getrübten Blick in die Praxis zu übertragen sucht, und auf die Fakten, aus denen sie erwachsen, nun wieder in schöner Wechselwirkung befruchtend zurückwirkt. Die praktische Spracherlernung hat lange unter dem Banne jenes Vorurteils darniedergelegen, und ihre Principienlehre ist meist in Hände gefallen, die zu allem andern Werke besser geschickt waren, als zu diesem. Falsche Fragestellung hat falsche Antworten erzeugt; die Ansichten über das Wie und Was der Sprache waren vielfach so urweltlich-kindlich, wie sie nur sein konnten, und so kann es denn nicht Wunder nehmen, dafs erst jetzt, mit dem sich langsam vollziehenden Umschwunge in der Sprachwissenschaft und mit ihrem Eindringen in weitere Kreise, auch die praktische Spracherlernung sich anschickt, in ihre zweite Phase zu treten.

Man hat vor allem, im Eifer eine Sprache zu lehren, unterlassen, sich die grundlegende Frage vorzulegen, was denn die Sprache überhaupt sei.[1] Zwar hatte schon Wilhelm von Humboldt darauf hingewiesen, dafs die Sprache »nichts Erzeugtes, kein ἔργον, sei, sondern eine Thätigkeit, eine Funktion, eine ἐνέργεια«, aber man fuhr fort, die Sprache als etwas Konkretes, als ein »lebendes Wesen« hinzustellen, und auch heute ist diese mystisch-poetische Anschauungsweise noch lange nicht der Rumpelkammer anheimgefallen, in die man den alten Standpunkt für ein Dutzend anderer ähnlicher Begriffe, wie z. B. in der Medizin der »Krankheit«, der »Gesundheit« als konkreter Agentien und dergl. seit längerer Zeit wohl definitiv gesteckt hat. Wir werden

[1] Man vergleiche hierzu besonders Steinthals *Typen des Sprachbaues* (1860) und *Der Ursprung der Sprache* (3. Aufl. 1877).

zunächst das Wesen der Sprache mit Humboldt für einen blofsen psychischen Prozefs zu erklären haben, und die Sprache des Individuums (als Ganzes) als einen psychischen Mechanismus definieren können, der mit Bewegungen der Sprachorgane [1] — die physiologische Seite der Sprache! — assoziiert ist und dessen Funktionen sich als Reproduktion und Analogiewirkung kennzeichnen lassen. Das heifst also: Sprache ist kein greifbares Objekt, kein lebendes Wesen. Sprache existiert nur in der Seele des Individuums. Jedes Individuum hat seine eigene Sprache, wie es seine eigenen Ideen hat. Man darf demnach nicht vergessen, dafs, wenn man z. B. von der deutschen Sprache redet, man damit etwas ebenso Abstraktes bezeichnet, wie wenn man von dem Handel, der Politik, der Wissenschaft Deutschlands spricht, die, obwohl auf eine gröfsere Gemeinschaft wirkend, doch wieder auf das Individuum zurückzuleiten sind. [2]

Sprechen wir nun von einer Gesamtsprache, so meinen wir damit meistenteils einen Durchschnitt durch eine gröfsere oder kleinere Reihe von Individuensprachen — einen Durchschnitt, der, obwohl keiner einzigen Individuensprache völlig gleich, doch allen so nahe steht, dafs wir ihn als Typus der ganzen Gruppe betrachten können, so dafs, wenn es einem Individuum gelingt, diesen Durchschnitt in seine Seele aufzunehmen und damit das specifische Bewegungsgefühl zu assoziieren, es als Mitglied der betreffenden Sprachgenossenschaft angesehen werden kann und angesehen wird. Die Ab-

[1] Richtiger: Bewegungsgefühl.

[2] Hierzu wie für das Folgende ist Pauls ausgezeichnetes, für jeden, der sich mit Sprachwissenschaft beschäftigt, unentbehrliches Buch: *Principien der Sprachgeschichte* (1880) nachzulesen.

weichungen dieses Typus, der natürlich keine absolute Normalform sein kann, von den einzelnen Sprachsystemen werden nicht gefühlt, da es überhaupt nicht zwei Individuensprachen giebt und auch nicht geben kann, in denen die Gruppierung des ganzen Sprachstoffs gleich wäre. Man kann noch weiter gehen und zeigen, dafs selbst in derselben Seele die Lagerung und die Intensität der »Sprachgruppen« (s. u.) zu verschiedenen Zeiten verschieden ist. Man denke nur z. B. an die Verbreitung bestimmter Modewörter und -Ausdrücke, ferner an die Gewöhnung an fremde Dialekte in Form und Laut. Da unsere Sprachbeherrschung von der sprechenden Umgebung abhängt, ist stetes Zu- und Verlernen für jeden Sprechenden unvermeidlich.

Vergleichen wir nun zwei derartige Typen (Abstraktionen) miteinander, so zeigt sich, dafs sich beide streng individuell von einander abscheiden. »Die Sprachen sind so verschieden, wie das Bewufstsein der verschiedenen Volksgeister« [1]. Jedes Volk hat seine ihm eigene Art, die Vorstellungen zu Begriffen ins Wort zusammenzufassen und drückt die gegenseitigen Beziehungen derselben mit seinen eigenen formalen Mitteln aus und findet ebenso für die physiologische Form ganz individuelle Lautmittel. Erlernen einer fremden Sprache ist daher, — wenn richtig getrieben — ein Eindringen in ein fremdes Denken, in einen fremden Volksgeist. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück, haben aber noch vorher einen andern für die Auffassung aller Sprechthätigkeit wesentlichen Umstand zu erledigen, nämlich den, dafs wir im Augenblicke des Sprechens vom Sprechen selbst nichts wissen, dafs die Sprechthätigkeit sich völlig unbewusst vollzieht. »Alle Äufserungen der Sprachthätigkeit fliefsen aus

[1] Steinthal, *Typen des Sprachbaus* p. 104.

diesem dunkeln Raume des Unbewufsten in der Seele. In ihm liegt, was der Einzelne von sprachlichen Mitteln zur Verfügung hat, und wir dürfen sagen, sogar etwas mehr, als worüber er unter gewöhnlichen Umständen verfügen kann, als ein höchst kompliziertes psychisches Gebilde, welches aus mannigfach untereinander verschlungenen Vorstellungsgruppen besteht«[1]. Wir haben uns ferner zu vergegenwärtigen, dafs »alles, was je im Bewufstsein gewesen ist, als wirksames Moment im Unbewufsten bleibt«[2], und dafs »alle anfangs nur bewufst wirkenden Vorstellungen durch Übung die Fähigkeit erlangen, auch unbewufst zu wirken«[3]. Unsere Ziele beim Studium der Sprache können demgemäfs zweifacher Art sein:

ENTWEDER suchen wir diesen unbewufsten Inhalt der Seele bewufst zu machen; die Sprache wird damit Selbstzweck, wird Inhalt unseres Denkens; wir bestreben uns dann, über die Zusammensetzung der Sprachgruppen — d. h. der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsgruppen —, über ihre Beziehungen zu einander, über ihr Verhältnis zu zeitlich voraufgehenden ähnlichen Gruppen oder zu denen verwandter Sprachen u. s. w. Klarheit zu erlangen;

ODER wir wollen das Können der Sprache; d. h. wir erstreben die Konstruktion eines ähnlichen unbewufst wirkenden Sprachmechanismus in unserer Seele als Vehikel unseres Denkens und unserer Gedankenmitteilung; mit einem Worte, wir suchen die Sprache als Form unseres Denkens.

Man sieht nun sofort, dafs diese beiden Ziele sich gegenüberstehen wie Wissen und Können, wie

[1] Paul, *Principien der Sprachgeschichte* p. 29.
[2] *ib.* p. 29.
[3] *ib.* p. 44.

Analyse und Synthese, wie bewufst und unbewufst. Allerdings ist es möglich, dafs beide Arten des Sprachstudiums (und der Sprachbeherrschung) sich im selben Individuum vereinigen können, doch immer nur so, dafs sie sich zeitlich ausschliefsen, denn es ist selbstverständlich unmöglich, dafs die Sprache das Denken unbewufst begleiten und zugleich bewufster Inhalt desselben Denkens sein kann; z. B. kann der Satz *Die Erde ist rund* sowohl Inhalt, als Form des Denkens sein, aber nie Inhalt und Form zugleich.

Ich will nun hier das erste dieser beiden Ziele, das linguistische Sprachstudium[1] — Zergliederung der Sprache als Selbstzweck — auf sich beruhen lassen und mich nun, nachdem wir die grundlegende Vorfrage, was Sprache ist, erledigt haben, mit den von der Physiologie und Psychologie gebotenen Hilfen der Beantwortung unserer Hauptfrage zuwenden: Auf welchem Wege kann man einen fremden Sprachmechanismus bis zur völligen Beherrschung — d. h. so, dafs er das Denken ebenso unbewufst begleitet wie die Muttersprache, dafs er Denkform wird — mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwande in die Seele aufnehmen?

Wir werden zu diesem Behufe zunächst die natürliche Spracherlernung zu betrachten haben. Wie lernt das Kind die Sprache — ohne Hilfe von Grammatik, Wörterbuch, Lektüre, Übersetzungen, Dinge, mit denen wir den Begriff der Spracherwerbung stets zu verbinden gewohnt sind? Wir bemerken da zunächst, wie dem Kinde nicht die Schrift und die Schriftsprache entgegentritt, sondern

[1] Das uns übrigens die nötigen Hilfsmittel für das praktische Studium zu liefern hat.

das lebendige Wort; wie es zu Anfang nur in einen ganz beschränkten Kreis des Sprachstoffs eingeführt wird, der zuerst nur die ihm ureigensten Bedürfnisse und was damit zusammenhängt, umfafst, und sich mit diesen Bedürfnissen und dem ganzen Lebenskreise allmählich erweitert. Zu bemerken ist ferner, dafs die Sprechformen, die das Kind lernt, einfach, ungezwungen und idiomatisch sind.

Wesentlich nun ist hierbei, dafs das Kind die Sprache von vornherein nur als Form seines Denkens lernt: es erwirbt Begriff und Wort zugleich; die Entwickelung des spezifisch menschlichen Bewufstseins ist mit der Spracherwerbung wesentlich identisch. Wie beim ganzen Menschengeschlechte wiederholt sich beim Kinde der Prozefs des Denkenlernens an und durch die Sprache, wenn es auch dem Kinde von heute insofern viel leichter gemacht ist, als ihm das Gedankenmaterial, das die ersten Sprachgemeinschaften erst mühselig zu »entdecken« hatten, durch Jahrtausende unausgesetzten Denkens und Sichmitteilens vertieft, bereichert und in der Sprache aufgespeichert von seiner Umgebung fertig zugeführt wird. So lernt das Kind die Sprache durch die Sprache und zwar nicht nur mit dem Ohr, sondern mit allen Sinnesorganen; von ganz besonderer Bedeutung aber ist der Gesichtssinn [1]. Jede neue Sinneserregung findet in der Sprache ihren Ausdruck und die betreffende Vorstellung davon wird mehr oder minder fest mit dem Worte so assoziiert, dafs das Wort die Vorstellung und die Vorstellung oder eine neue Empfindung das Wort sofort reproduziert. (Auf das bekannte Verhältnis zwischen Empfindung — der »einfachsten psychologischen

[1] Welche grofse Rolle derselbe bei der ersten Sprachbildung gespielt hat, das hat L. GEIGER so beredt gezeigt.

Thatsache« — und Vorstellung — der Erinnerung von Empfindungen — brauche ich hier kaum näher einzugehen).

Die »Regeln« der Sprache, die der nationale Sprecher, obwohl des Sprechens ganz unbewufst, so sicher beherrscht und so genau befolgt, entstehen in seiner Seele durch eine eigentümliche Lagerung und Gruppierung der gehörten Formen, bei der Gleiches sich mit Gleichem verbindet; und so bilden sich gewissermafsen Schemas in der Seele, die nun ihrerseits wieder — aus der Sprache entstanden — auf die Sprache zurückwirken. Tritt z. B. ein neues, noch nie gehörtes Wort, das also nicht reproduziert werden kann, in die Seele, so wird es sofort von einer ganzen Gruppe angezogen. Ich nehme an, man habe z. B. das Wort »sinbadisieren« [1] noch nie gehört: man wird aber doch sofort imstande sein, es richtig zu flektieren. Es reiht sich eben in der Seele sogleich in eine ganze Gruppe, zunächst in die Verben auf *-ieren* und mit diesen in die schwachen Verben, ein. Es ist dies was man »Analogiebildung« in der Sprache nennt. Wie schon oben (bei der Definition der Sprache) erwähnt, verläuft der gesamte Sprachprozefs einzig und allein in Reproduktion schon gehörter Formen und in Bildung neuer nach Analogie schon gehörter [2].

Dabei kommt es oft genug vor, wie sich nachweisen läfst, dafs auch schon gehörte Formen, die im Augenblick nicht reproduziert werden, nach Ana-

[1] Von Spielhagen z. B. mehrfach in seiner Novelle »*Auf der Düne*« gebraucht.

[2] Ausführlich hat PAUL in dem schon genannten, trefflichen Buche die Bildung der auf die Sprache bezügl. Gruppen, die Wirkung der Proportionen, den Reihenparallelismus in Bezug auf die Funktion u. s. w. dargestellt. Wir verweisen den Leser nochmals auf dieses Buch.

logie von andern gebildet werden. In diesem Falle geschieht es dann zuweilen, dafs diese neugebildeten Analogieformen von den traditionellen Formen abweichen, und diese neuen Bildungen werden je nachdem als »Kühnheiten«, »Sprachfehler« oder »neue Formen« betrachtet werden. Die Sprachhistorie hat sie bisher meist mit dem ganz unberechtigten Namen »falsche Analogieen« bezeichnet, während doch offenbar nur das Produkt das Abweichende ist, die Analogie selbst aber vollkommen richtig wirkt.

Bei genauerer Beobachtung eines Sprachtypus zeigt sich nun aufserdem, dafs überall ein gewisses Material völlig oder teilweise aufserhalb dieser Gruppen steht. (»Ausnahmen« u. s. w.)[1]. Dieser »isolierte« Sprachstoff kann nach dem Gesagten nur durch Reproduktion verwendet werden und ist daher rein gedächtnismäfsig zu lernen. Gerade diesem Teile des Gesamtmateriales gegenüber ist der die Sprache auf natürlichem Wege Lernende — das Kind also — der Möglichkeit des Fehlermachens am meisten ausgesetzt, da es immerhin Sache des Zufalls ist, ob er alle diese Formen hört und sich einprägt, oder nicht. Aber auch die Gruppenbildung ist der Lückenhaftigkeit — wenn auch in geringerem Grade — ausgesetzt, da auch sie nur auf dem zufällig zugeführten Sprachstoffe beruht. Man sieht, diese Art der Spracherlernung fordert, ehe sie zu völliger Sicherheit führt, eine ausgedehnte Gelegenheit des Hörens, der Erfahrung, da nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung nur durch die Vermehrung der Fälle das Zufällige schwindet: sie fordert demnach auch viel Zeit.

---

[1] Vom Standpunkt der Sprachgeschichte erweisen sich diese Ausnahmen und Unregelmäfsigkeiten meist als kleinere Gruppen oder als Überreste früherer Regeln, d. h. Gruppen.

Überschauen wir noch einmal kurz die Hauptmomente der natürlichen Spracherlernung, so haben wir zu betonen, dafs die Sprache von vornherein nur als Form des Gedankens gelernt wird, dafs alle Sinne, vornehmlich der Gesichtssinn, eine ungeheure Rolle darin spielen, dafs die Regelbildung unbewufst vor sich geht, dafs die Spracherlernung innerhalb einer Sprache vorgenommen wird, und dafs sie endlich nur die gesprochene Sprache (noch enger: die Familiensprache) zum Objekte hat.

Mit dieser Art der Spracherlernung zusammengehalten, erweist sich die bisher übliche Methode künstlicher Spracherlernung als durchaus ungenügend. Das Verhältnis zwischen beiden ist ähnlich dem zwischen der Lektüre des BÄDEKER mit seinen sehr nützlichen und zuverlässigen Angaben über allerlei statistische und sonstige Dinge und einer frischen Streiferei durch ein Alpenland: man erreichte manches, aber nicht recht das, was man erstrebte. Man lernte die Sprache vielmehr als Inhalt, man lernte sie bewufst und nahm meist Schrift und Schriftsprache als gleichwertig mit Laut und gesprochener Sprache; vor allem aber lernte man die fremde Sprache fast immer innerhalb der eigenen Sprache. Die alte Methode — die Übersetzungsmethode, wie man sie vielleicht kurz charakterisieren könnte — drängte darauf hin, im Sinne des eigenen Volksgeistes, nicht in der fremden Sprache, sondern nur mit fremden Wörtern und Wortformen (zudem fast immer mit mehr oder weniger muttersprachlicher Lautinterpretation) zu sprechen und zu denken. Man war meist weit entfernt davon mit der fremden Sprache auch fremdes Denken zu lehren und zu lernen. Man hatte die Individualität der einzelnen Sprache überhaupt so viel als nur immer möglich verwischt, und alle Sprachen wohl oder übel in den Rahmen

der lateinischen gespannt oder gezwängt und so auf Kosten der Wahrheit einen Anschein von Gleichmäfsigkeit erzeugt, den neuere Forschung mit ihrem Bestreben die Sprachen als individuell zu fassende Denkformen zu betrachten und dementsprechend darzustellen, anfängt, als groben Irrtum zu erweisen. Man hatte zumeist keine klare Vorstellung davon, in welchem Grade die Sprachen von einander abweichen, wie jede Sprache ihre eigenen Laute und Formen, ihre eigenen an Wörter gebundenen Vorstellungskomplexe hat, — dafs somit Urteile (Sätze) wesentlich nur als Ganzes[1] übertragbar sind; dafs man übersetzen nur in eine Sprache kann, die man schon — bis zu einem gewissen Grade — beherrscht; dafs es demnach vergeblich und, wie sich noch zeigen wird, nicht blofs das, sondern gradezu schädlich ist, den Anfänger in eine Sprache übersetzen zu lassen, die er noch nicht kennt.

Wir werden uns nun jedenfalls an die natürliche Spracherlernung, soweit denkbar, anschliefsen müssen, haben aber dabei zu bedenken, dafs wir zunächst mit einem geringeren Mafse an Zeit und Gelegenheit rechnen müssen, die Sprache zu sprechen, zu hören und zu schreiben, als der Nationale zur Verfügung hat, und dafs wenn wir vor dem Kinde den Vorteil des Denkenkönnens und der Beherrschung eines Systems voraus haben, wir auf der andern Seite in der wenn auch virtuosen, so doch durchaus einseitigen muttersprachlichen Gewöhnung ein mächtiges Hemmnis erblicken müssen, da die Muttersprache unser Denken in ihren Ausdrucksformen festhält und durch die lange Übung so innig mit

[1] The whole sentence . . . is the only possible unit of thoughts. Sayce, Introduction to the Science of Language I p. 111.

ihm verknüpft ist, dafs es uns zu Anfang nur schwer gelingen will, andere Bahnen für die Vorstellungsreproduktion einzuüben. Gleichen Widerstand leistet die einseitige Gewöhnung der Sprachorgane, die durch die unendlich oft eintretende Wiederholung derselben Bewegungen die feinsten Lautnüancen der Muttersprache absolut mühelos reproduzieren, bei den auf ganz anderer Basis erzeugten Lauten fremder Sprachen aber konstanten Schwierigkeiten begegnen, die ebenfalls nur durch sorgsame Einübung der neuen Bahnen zu heben sind. Dazu gesellt sich noch der Umstand, dafs auch das Ohr, durch stetes Hören des Lautsystems der Muttersprache für die feinsten Schattierungen ihrer Laute erzogen und hier meist ungemein empfindlich, einer fremden Sprache gegenüber sich relativ ziemlich stumpf erweist.

Wir werden nun diese Faktoren in Betracht zu ziehen haben, wenn wir versuchen, unsere künstliche an die natürliche Spracherlernung anzuknüpfen.

Wir werden für das bequeme Lernen das schnelle Lernen eintauschen, Kraft ausgeben, um Zeit zu sparen, und Quantität durch Intensität ersetzen. Im übrigen wollen wir möglichst versuchen, uns mit der natürlichen Spracherwerbung in Einklang zu setzen.

Und zwar zuvörderst, —

Indem wir uns auf das engere Gebiet der gesprochenen Sprache, der wirklichen Sprache, beschränken. Dieser bei sorgfältiger Beobachtung ungeheure Gegensatz zwischen der künstlichen und der natürlichen Form der Sprache wurde von der alten Methode kaum geahnt und noch weniger irgendwie praktisch nutzbar gemacht.

Indem wir ferner, soviel irgend ausführbar, die Sinnesorgane, besonders Auge und Ohr, zu Hilfe

nehmen, um das gesprochene Wort möglichst mit dem Begriffe zu assoziieren, statt, wie das bisherige System, das Symbol (die tote Schriftform) des fremdsprachlichen Wortes mittelst des Auges an das Wort der Muttersprache zu knüpfen.

Indem wir die Sprache an der Sprache zu lernen suchen und so die Ausdrucksformen möglichst unbewufst in die Seele aufnehmen.

Indem wir die fremde Sprache als individuellen Organismus fassen und die Spracherlernung, soweit dies möglich ist, innerhalb der fremden Sprache vornehmen. Übersetzungen aus der Muttersprache in die fremde sind ausgeschlossen!

Betrachten wir nun den einzuschlagenden Weg genauer:

I. Laut: — Wir haben die Schwierigkeiten, die unsere Sprachorgane und unser Ohr in den fremden Lauten finden, schon hervorgehoben und zugleich ausgesprochen, dafs diese Schwierigkeiten nur durch lange Übung überwunden werden können. Und zwar, wie wir jetzt hinzufügen können, am leichtesten und sichersten durch systematische Übung.[1] Eine systematische, durch Zeichnungen zu unterstützende Lauterklärung scheint allerdings ein Umweg, ist aber in der That eine durchaus notwendige Vorbedingung für eine rationelle Zungen- und Artikulationsgymnastik, und führt, wie wir aus Erfahrung behaupten können, sehr viel schneller zu einer wirklich nationalen Beherrschung eines fremden Lautsystems, als die rein praktische Übung, durch die überhaupt nur die Leute, die ein »glückliches Ohr« haben — besonders die Kinder, deren Organe

[1] Für das Studium der Laute verweise ich auf Vietors Elemente der Phonetik (1884) und Sweets handbook of phonetics. Vgl. auch Schröer, über den Unterricht in der Aussprache des Englischen (1884).

noch biegsamer sind — ihr Ziel erreichen, während die andern, die dies nicht besitzen, mit dem bloſsen Hören der Laute dem Ziele immer fern bleiben und alles Streben danach gewöhnlich auch bald aufgeben, weil sie zu der Erkenntnis kommen, daſs sie auf diesem Wege doch nie etwas erreichen. Ich kann mir nicht versagen, hier einen der hervorragendsten Sprachforscher unserer Zeit zu citieren: »Für solche, die ein nur mittelmäſsiges Ohr haben, und mehr noch für solche, die ein schlechtes Ohr haben, ist systematische Schulung der Organe unentbehrlich. Es ist auſser aller Frage, daſs sorgfältig geschulte, biegsame Organe in Verbindung mit einem mittelmäſsigen Ohre bessere Resultate erzielen, als ein selbst ausnahmsweise gutes Ohr ohne systematische Übung. Ebenso wenig darf man vergessen, daſs Feinheit des Ohrs nicht notwendig mit geschmeidigen Sprachorganen verbunden ist. Was gemeiniglich ein gutes Gehör genannt wird, d. h. die Fähigkeit, Laute nachzuahmen, hängt ebenso sehr von Biegsamkeit der Organe als von Feinheit des Ohrs ab«[1]. Ich bin oft genug den weitgehendsten Erwartungen auf die heilsame Wirkung des »Auslandes« begegnet, und habe in den meisten Fällen diese Erwartungen unerfüllt gesehen. Der Verkehr mit Angehörigen der fremden Sprachgenossenschaft wirkt meist nur

[1] »In the case of those who have only an average ear, and still more of those who have a defective ear, organic training is indispensable. There can be no question that flexible organs well trained together with only an average ear, will yield better results than even an exceptionally good ear without organic training. Nor must it be forgotten that fineness of ear is not necessarily accompanied by flexibility of the vocal organs. Indeed, what is commonly called 'an ear for sounds', that is, the power of imitating sounds, depends quite as much on organic flexibility as on fineness of ear«. Sweet, *Handbook of Phonetics*, p. 21.

auf die, die sich daheim schon sorgfältig vorbereitet hatten. Ganz besonders wichtig ist es, sich von vornherein eine genaue, klare Vorstellung von der »Artikulationsbasis«[1] der betreffenden fremden Sprache zu verschaffen: d. h. von der Lagerung der Zunge, der Art der Lippenthätigkeit, mit einem Worte von der für jede Sprache verschiedenen und somit charakteristischen Einstellung des gesamten sprechenden Mechanismus, aus der dann die Einzellaute natürlich folgen.

Ebenso ist zu betonen, dafs wir uns durchaus auch an die Sprache einer gewissen Gegend halten müssen, und nicht die Einzellaute der verschiedenen Landschaften durcheinander würfeln dürfen, da wir sonst für ein organisch gegliedertes Ganzes eine »*rudis indigestaque moles*« einsetzen würden. Am besten wählt man hier natürlich die Laute der gewissermafsen als Norm geltenden Gegenden — meist der Hauptstadt. So für Französisch Paris, für Englisch Süd-England (London), für Spanisch Kastilien (Madrid), für Italienisch die Toskana (Florenz), für Deutsch Norddeutschland (Hannover? Berlin?)[2] u. s. w.

An diese Forderung, die Laute national zu lernen, reiht sich als notwendige Konsequenz die zweite, vom wirklichen Worte auszugehen. Man vergifst gewöhnlich, dafs, was man »Aussprache« nennt, in der That das wirkliche Wort ist, und erblickt das Wesentliche meist in dessen orthographischem Symbol (dem *Spelling*, wie die Engländer sagen), das in den meisten Fällen auf eine frühere Wortform weist und oft genug noch die zur Zeit der Einführung des Buchdrucks oder bald hinter-

[1] Vgl. dazu Sievers, *Phonetik* p. 83. Storm, *Engl. Philologie* p. 32 und Vietor, *Phonetik* p. 182.

[2] »Hochdeutsch im Munde des Niederdeutschen«, wie in Italien: *Lingua toscana in bocca romana.*

her gesprochene Sprache repräsentiert. So wird z. B. das englische Wort (nait) 'Ritter' bekanntlich *knight* geschrieben, — eine Schreibung, die sich durch den bedauernswerten, egoistischen, aber leicht erklärlichen Konservativismus, der sich bei allen schreibenden Nationen wiederfindet, noch aus der Zeit erhalten hat, wo das Wort wirklich *knight* d. h. (knizt) war. Dazu kommt, dafs zur Zeit des Wiederauflebens der altklassischen Studien in Verbindung mit diesem eine Strömung entstand, die der Sprachhistorie bewufst Rechnung tragen zu müssen vermeinte. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, dafs diese etymologische Richtung (die sich dann in Deutschland innerhalb der Grimmschen Schule ähnlich wiederholt hat) vielfach über ihr eigenes Ziel hinaus schofs und vielfach auch »historisch« unberechtigte Buchstaben aus mangelnder Kenntnis der Thatsachen einschob. So sind im Französischen Schreibungen wie *aile* 'Flügel' statt des auch »historisch« richtigeren *èle*, die mittelfranzösischen (15. und 16. Jahrhundert) *ceulx, faict, paulme, aulne* u. s. w. u. s. w.[1], im Englischen *island, delight, forcign, sovereign* (für *iland, delite, forein, soverein*) zu erklären. Diese »etymologischen« Buchstaben haben sogar hie und da, wie z. B. im französischen *obscur*, im englischen *advantage*, auf die Aussprache zurückgewirkt, und so den Irrtum der Schreibung auf das Wort übertragen.

Aus alledem erhellt die Forderung rein phonetischer Darstellung der Wörter für das Sprachstudium. Leider ist dies eine Forderung, die bisher auf den meisten Widerstand bei Denkfaulen gestofsen ist, und die voraussichtlich den gleichen Widerstand für einige Zeit noch finden wird, — schliefslich

[1] Noch jetzt in Eigennamen: *Perrault, Foucauld* etc.

wird sie eben doch durchdringen. Man lernt bei dem bisherigen Systeme meist nicht die fremde Sprache, sondern ihre »Orthographie«, der man dann den fremden Lauten akustisch mehr oder weniger ähnliche Lautwerte unterlegt, und erreicht allerdings in der Beherrschung dieser Orthographie meistens eine Sicherheit, die einen englischen *charity boy* vor Neid gelb machen könnte und bei amerikanischen *spelling bees* glänzende Anerkennung finden würde; das Wort selbst (die Aussprache!) findet weniger freundliche Behandlung. Daher erklärt sich das scheinbar befremdliche Faktum, dafs mancher, der Englisch oder Französisch daheim »perfekt« gelernt hatte, in England und Frankreich sich nicht verständigen kann und somit zu der trüben Idee gedrängt wird, die Leute dort verständen ihre eigenne Sprache nicht [1]).

Also noch einmal: wir haben vor allem die fremden Wörter zu lernen und erst in zweiter Linie ihre Symbole.

II. Innere Form: — Wir wollen die Sprache an der Sprache lernen: wir fangen daher mit einem phonetisch geschriebenen Texte an, der vor allem nicht isolierte Wortformen, sondern den Satz als Ganzes darzustellen hat, und fügen ihm die übliche Orthographie bei. Eine Belastung des Gedächtnisses bilden die phonetisch geschriebenen Wortbilder, vorausgetzt, dafs sie stets sogleich im Laute umgesetzt werden, durchaus nicht. Den Inhalt unserer Texte bilden Gespräche (die möglichst durch direkte Beobachtung zu gewinnen sind!) und kleine ebenso

[1]) Gradezu verderblich hat diese Unfähigkeit zwischen Wort und Symbol, Laut und Buchstaben zu unterscheiden, in der historischen Sprachwissenschaft gewirkt, die erst in neuester Zeit mehr anfängt, unter der Schrift die Sprache zu finden.

anspruchslos-idiomatisch geschriebene Erzählungen ohne individuellen Stil. — Diese Texte werden zunächst Wort für Wort übersetzt und erklärt und in ihrer äufseren (Laut-) Form national eingeübt und sodann wörtlich auswendig gelernt. Wir erhalten auf diese Weise einen bestimmten Grundstock an Satztypen, lernen Formen und richtig verwendete Wörter und machen Mund und Ohr die lautliche Seite der Sprache geläufig. Zur Kontrolle geben wir den eingeübten Text schliefslich noch schriftlich in der gewöhnlichen Orthographie wieder.

Neben diesen sorgfältig zu studierenden und einzuübenden Texten lesen wir bald ähnliche Texte (manche Kinderschriften dürften sich dazu eignen) flüchtiger, um so eine etwas weiterreichende Bekanntschaft mit der Sprache zu erzielen und uns zugleich von dem intensiven Studium etwas dabei zu erholen.

Es ist nun klar, dafs wir, um uns in Besitz einer Sprache zu setzen, uns nicht nur in der Reproduktion bestimmter Satztypen etc. zu üben haben, sondern auch bald zur Produktion schreiten müssen. Aus Gründen, die wir zum Teil schon oben auseinandergesetzt haben und die zum Teil noch bei der Frage des Vokabellernens zur Sprache kommen werden, müssen wir uns nachdrücklich gegen alle Übersetzungen aus der Muttersprache erklären und sehen gerade in diesen Übersetzungen einen der gröfsten Fehler der alten Methode. An Stelle dieser Übersetzungsübungen treten freie Arbeiten — in der Hauptsache Briefe, die für die grofse Mehrzahl auch der Gebildeten die einzige Form litterarischer Bethätigung sind, — und Sprechübungen, die ebenfalls sorgfältig vorzubereiten und im möglichsten Anschlufs an die eingeübten Gespräche vorzunehmen sind. Selbstverständlich ist jede Gelegenheit, die

Sprache im Verkehr mit Eingeborenen zu verwenden, wertvoll und mufs daher eifrig benutzt werden.

Form und Satz: — Wie wir oben sahen, bildet sich bei der natürlichen Spracherlernung von selbst das Schema für Flexion und Funktion in der Seele; wir sahen aber zugleich, dafs diese Art des unbewufsten Lernens sehr viel empirisches Material nötig macht und dafs die gefundenen Regeln eben nur im Umfange dieses zufällig erlangten Sprachstoffs giltig waren, während wir durch Benutzung eines durch Beobachtung einer Reihe von Individuensprachen gewonnenen Schemas (Typus) uns den Weg wesentlich abkürzen und dem Zufall vorgreifen können: wir haben also die unbewufst gebildeten Regeln bewufst zu korrigieren und systematisch zu ergänzen, um auch hier wieder, was wir ja als eins unserer Ziele bezeichneten, durch Kraft Zeit zu ersparen. Wir müssen uns hier aber sofort gegen den Vorwurf schützen, als wollten wir die Grammatik für die Sprache ausgeben; auch bei systematischer Bearbeitung der Flexionen und besonders der syntaktischen Verhältnisse werden wir wieder möglichst von der Sprache — von Sätzen — auszugehen und aus diesen die Regeln zu lernen haben. Auch hier soll die Grammatik nur zur Illustration der Sprache dienen, nicht die Sprache zur Illustration der Grammatik.

Unsere Grammatik nun — die Systematik der allgemeinen Ausdrucksformen — hat zunächst nur, und zwar möglichst übersichtlich, einen knappen Durchschnitt durch die gesprochene Sprache zu geben, und zwar ist überall nicht nur der korrekte, sondern der idiomatische Ausdruck zu betonen: man kann bekanntlich eine Sprache »grammatisch« völlig korrekt sprechen, ohne auch nur

einen Satz so zu formen, wie ein Nationale ihn aussprechen würde[1].)

Stamm und Endung sind so von einander gesondert zu halten, dafs ein intensives Gefühl für die Analogie erzogen wird. Alle Seltenheiten und Kuriositäten, die nur in verlorenen Winkeln alter Grammatiken ihr Leben mühselig fristen, sind selbstverständlich zu meiden. Die isolierten, aufserhalb der Gruppen stehenden Formen sind besonders zu betonen, und weil sie nur gedächtnismäfsig reproduziert werden können, auch dem Gedächtnis sorgfältig einzuprägen. Von den Partikeln gehören der Grammatik nur die allgemeinen Züge an, nicht aber die speciellen Verwendungsweisen, die weil lexikalischer Natur, dem Vokabular zufallen.

Indem wir uns so auf das heute wirklich Gesprochene und Gebräuchliche beschränken und den Lernenden nicht mit dem Wuste von Einzelheiten, die früheren Jahrhunderten oder dem verkünstelten Stile der Prosa oder der ganz abweichenden Dichtersprache angehören, belasten und die Erlernung dieser Dinge für den Moment aufschieben, wo ihm die gesprochene Sprache im wesentlichen schon geläufig ist — ein Punkt, in dem wir ebenfalls nur der natürlichen Spracherwerbung folgen — geben wir zugleich mehr und weniger als die alte Methode, die, weil sie die verschiedenen Stilgattungen, die sich in gewisser Beziehung fast wie verschiedene Mundarten gegenüberstehen, nicht schied, dem Lernenden einen zähen Brei von Wahrem

---

[1]) So lehren z. B. deutsche Grammatiken für Ausländer dem Anfänger meistens: '*eilen Sie*' — '*dieses ist mein Bruder*' etc. während die idiomatischen gesprochenen Formen sind: '*beeilen Sie sich*'. oder '*machen Sie schnell*' — '*das [hier] is[t] mein Bruder.* Vgl. Ellis, Early English Pronunciation p. 22.

und Falschem vorsetzte, an dem dieser sich den Geschmack — auch im übertragenen Sinne — meist für immer gründlich verdarb.

Es erübrigt bei Besprechung unserer Grammatik noch zu einem vielumstrittenen Punkte Stellung zu nehmen, der Frage nämlich, in wie weit die Resultate der modernen historischen Sprachforschung in das praktische Sprachstudium einzuführen sind. Wir meinen, dafs sich die Antwort unmittelbar aus der Frage selbst ergiebt: sie sind allerdings zu verwerten, aber nur so weit sie praktischer Natur sind, so weit sie sich rein auf den gegenwärtigen Sprachzustand beziehen. Wir werden z. B. — um aus der grofsen Masse der hierher gehörigen Fakten nur zwei herauszugreifen — die Erkenntnis, dafs eine Form wie *loving* im Englischen in gewissen Fällen Participium, Verbaladjektiv, in gewissen andern dagegen Verbalsubstantiv ist[1]), ganz ohne weiteres, weil von hoher praktischer Bedeutung, für unsere Grammatik nutzbar zu machen haben. Ebenso empfiehlt es sich durchaus, die zuerst von Chabaneau aufgestellte Einteilung der französischen Konjugationen in l e b e n d e und a r c h a i s c h e[2]) — zwei Gruppen, statt der jetzigen vier »regelmäfsigen« und »unregelmäfsigen« Konjugationen — die funktionell mit unserer schwachen und der starken Konjugation zusammenzustellen sind, in unsere »praktische« Grammatik einzuführen. An-

---

[1]) Die beiden Formen waren bekanntlich ursprünglich geschieden (cf. Storm, *Eng. Phil.* p. 9. Anm.) und sind es noch in einigen schottischen und nordenglischen Mundarten; cf. Murray, '*The Dialect of the Southern Counties of Scotland*' p. 81.

[2]) »Ce [les conjugaisons vivantes] sont les seules qui aient jamais servi et qui servent encore à former de nouveaux verbes, la première [die auf *-er*] avec des substantifs, la seconde [die auf *-ir*] avec des adjectifs.« Chabaneau, *Histoire et théorie de la conjugaison française.* (1878) p. 43.

dererseits ist zu bedenken, dafs die historische Sprachforschung viele Bezüge zum Bewufstsein bringt, die für die praktische Sprachbeherrschung nur hemmend wirken können, und dafs nicht nur das etymologische Gefühl, sondern auch die Schwächung desselben, die man an Eigennamen bei ihrer natürlichen Neigung zur Isolierung am bequemsten beobachten kann, wichtig ist. Ähnlich steht es mit einem Teile der sog. »Volksetymologien«: für das praktische Sprachstudium ist es entschieden wesentlicher zu wissen, dafs das »Sprachgefühl« des Eingeborenen *Wahnsinn* durchaus mit *Wahn* assoziiert, als das historische Verhältnis — dafs dieses *Wahn* in *Wahnsinn* ein ehemaliges *wan-* (von gleicher Bedeutung wie unser *un-*) fortsetzt — zu kennen.

Wir kommen nun noch zu einem sehr wesentlichen Punkte, den die alte Methode[1]) meist sehr oberflächlich behandelte, da sie die psychologischen Verhältnisse vollkommen unberücksichtigt liefs. Wir sprechen von den

Vokabeln: — Neben den aus den Texten gelernten Wörtern werden wir, wie oben bei der Grammatik, um nicht auf gewisse Zufälligkeiten in der Auswahl unseres Vokabelschatzes angewiesen zu sein, einen systematischen Ausbau nicht entbehren können. Für die gesprochene Sprache ist das K ö n n e n, d. h. eine vollständige Beherrschung der Wörter, eine beiderseitige Reproduktion, bei der nicht nur das Wort die Vorstellung, sondern auch die Vorstellung das Wort wachruft, von etwa

[1]) Das beste der mir bekannten Vokabulare, Ploetz' *Vocabulaire systématique*, von den völlig unbefriedigenden Nachahmungen dieses Buches ganz zu geschweigen, ist zwar mit vieler Liebe gearbeitet und enthält viel schätzbares und zuverlässiges Material, leidet aber doch an allen Mängeln der Übersetzungsmethode.

2000—3000 gutgewählten Wörtern vollständig hinreichend. Wir werden allerdings sehr viel mehr noch so zu lernen haben, dafs wir sie wissen, dafs wir sie verstehen, oder psychologisch ausgedrückt, dafs das Wort den Begriff reproduziert, aber es ist sehr viel leichter, diese einseitige Assoziation zu knüpfen, die wir zudem späteren Stufen überlassen können. Wir haben uns hier zunächst nur mit dem Vokabular der Umgangssprache zu beschäftigen, das uns den für Schreiben und Lesen unentbehrlich notwendigen Wortschatz zu liefern hat.

Auch hier werden wir von vornherein darauf ausgehen, wieder Gruppen zu bilden, um Assoziation und Reproduktion zu erleichtern, und können nun, entsprechend den beiden Komponenten des Worts, unser Vokabular entweder nach Bedeutungs- oder nach Formverwandtschaft anordnen, oder aber beide Einteilungen mit einander verschmelzen, und zwar am besten wohl so, dafs die Bedeutungsverwandtschaft den Haupteinteilungsgrund bildet, und die Formverwandtschaft ihr untergeordnet wird.

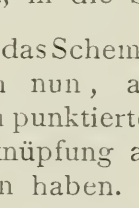
Beide werden sich derartig durchkreuzen, dafs wir ein und dasselbe Wort je nach seinen Beziehungen an mehreren Stellen unseres Vokabulars einzureihen haben, was für die praktische Sprachbeherrschung selbstverständlich nur von Vorteil sein kann.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung der psychologischen Vorbedingungen des Vokabelstudiums. Was die Vorstellungsassoziation betrifft, so halten wir die beiden Gesetze der Simultaneität und der Succession für die Erklärung der betreffenden Erscheinungen für völlig ausreichend. Beide Gesetze zu einem zusammengefafst lauten in kürzester Form: »Eine Vorstellung *A* hat die Tendenz eine andere *B* zu reproduzieren, wenn diese gleichzeitig mit ihr im Bewufstsein war oder ihr unmittelbar folgte.«

Man sagt dann, dafs, wenn *A* im Bewufstsein ist, *B* virtuell (latent) vorhanden ist. Zu bemerken ist, dafs Beiderseitigkeit der Reproduktionstendenz nur im Falle der Gleichzeitigkeit vorhanden ist, während die Aufeinanderfolge nur einseitige Reproduktionstendenzen erzeugt. (So kann man bekanntlich das Alphabet wohl in der Reihe *A* - *B* - *C* - - - *Z*, aber nicht in der Reihe *Z* - *Y* - *X* - - - *A* hersagen.) Für unser Wörterstudium kommt wesentlich nur das Gesetz der Succession in Betracht mit seiner einseitigen Reproduktion, die wir zur beiderseitigen dadurch machen können, dafs wir denselben Weg sowohl vorwärts wie rückwärts durchlaufen, also $A \rightleftarrows$ oder $A \multimap B \multimap A$.

Wir haben zunächst nun den Fall zu erwägen, dafs ein Begriff *B* und ein Wort der Muttersprache *M* innig verknüpft in der Seele vorhanden sind. Beide Wege $B \multimap M$, $M \multimap B$ sind, da beide Vorstellungen sehr oft abwechselnd im Bewufstsein aufeinander gefolgt sind, vollständig geläufig: es handelt sich jetzt darum, ein fremdsprachliches Wort *F*, das sich in der betreffenden Sprache mit demselben Begriff *B* verknüpft, in die Seele aufzunehmen.

Wir haben also das Schema:



und es fragt sich nun, auf welchem der beiden punktierten Wege wir die Verknüpfung am besten vorzunehmen haben.

Illustrieren wir dieses Problem noch durch ein praktisches Beispiel: Wir haben zunächst durch den Anblick eines oder mehrerer Türme uns den Begriff dieser Art Gebäude gebildet und diesen Begriff *B* gleichzeitig mit dem Wort *Turm* (= *M*) assoziiert:

wir sollen jetzt das Wort (tū-r) 'tour' oder (tauə[r] [1]) 'tower' (= *F*) lernen. Verknüpfen wir nun dies Wort (*F*) wie die alte Methode mit dem deutschen Wort *Turm*, so werden wir — beiderseitige Reproduktion vorausgesetzt — wenn wir einen Turm sehen

und ihn nun mit seinem französischen (resp. englischen) Namen nennen wollen, diesen erst dann finden, wenn wir zunächst uns das mit dem Begriffe zunächst verknüpfte deutsche Wort ins Gedächtnis rufen, das nun seinerseits erst das französische Wort auslöst (*B* —◇ *M* —◇ *F*).

Oder nehmen wir ein etwas komplizierteres Beispiel: wir haben in unserer Seele z. B. die Vorstellung eines von einem Turme fallenden Mannes. (Man bemerke hier beiläufig, was für die Sprach-erlernung von Wichtigkeit ist, dafs die Elemente dieser Gesamtvorstellung vollkommen gleichzeitig in der Seele auftauchen und existieren können, während die Sprache stets gezwungen ist, dieselben zu zergliedern, eine Operation, die, wie schon oben gezeigt, eine jede Sprache auf ihre individuelle Art vornimmt.) Wir wollen diese Idee nun einem Franzosen mitteilen.

Hatten wir nun die französischen Wörter mit den deutschen Wörtern, statt direkt mit den Begriffen, assoziiert (d. h. hatten wir Bahn $B \overset{\diamond}{=} M \overset{\diamond}{=} F$ eingeübt), so sind wir, ehe wir dies Urteil französisch ausdrücken können, genötigt, den Satz erst deutsch zu formulieren; vielleicht *der Mann fällt von dem Turme*. Und nun löst *der Mann* das französische

---

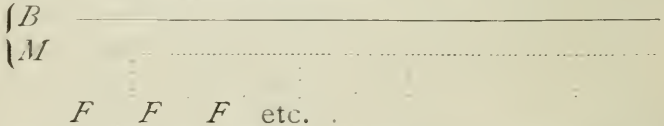
[1]) Das *r* wird im Südenglischen bekanntlich nur vor unmittelbar folgendem Vokal, wie in (ðə tauərəv beibl) 'the tower of Babel', gesprochen. In Schottland und Irland spricht man es immer.

l'homme aus, das Wort *fällt* reproduziert *tombe*, *von dem Turme — de la tour*. Wir sehen hierbei zugleich, dafs, da wir auf diese Weise meist nur Wörter, nicht Satzformen und ganze Wortkomplexe assoziieren, hier gerade die Hauptquelle der »Germanismen« (vom französischen Standpunkt aus natürlich »Gallicismen«) zu suchen ist.

Denken wir uns dagegen, die Verknüpfung zwischen dem Begriffe B und seinem fremdsprachlichen Ausdrucke F sei eine direkte, so löst B nach Belieben F aus, und F reproduziert B, so dafs

z. B. jene Vorstellung des Turmes kombiniert mit der des fallenden Mannes direkt ihren französischen Ausdruck findet, ohne dafs wir nötig hätten, erst über das Deutsche zu gehen. Wir sprechen dann sofort als ganzen Satz aus: *'Cet homme tombe du haut de la tour'*, ohne jenen Zickzackgang.

Schematisch dargestellt, gestaltet sich der Gedankenverlauf im Falle der von der alten Methode eingeschlagenen Bindung $B \diamond\!\!-\!\!\diamond M \diamond\!\!-\!\!\diamond F$ für einen ganzen Satz folgendermafsen:



wo B das Denken, M die Muttersprache, die dieses Denken begleitet und innerhalb deren es verläuft, FFF die mit M assoziierten fremdsprachlichen Ausdrücke bezeichnet.

Bei der direkten Verknüpfung der Begriffe und der fremden Sprache ($B \diamond\!\!-\!\!\diamond F$) nimmt dagegen der Gedankenverlauf wie beim Denken in der Muttersprache die Form an:

d. h. im ersten Falle geht er mit konstanten Hemmungen und künstlich, im zweiten glatt und natürlich von statten.

Wir müssen uns hier versagen, das *in praxi* noch etwas kompliziertere Verhältnis, das nur noch mehr zu Gunsten der von uns vertretenen Ansicht spricht, eingehender zu erörtern. Komplizierter ist die Sache in der Wirklichkeit deshalb, weil, was man Begriff nennt, einmal etwas rein der Vernunft Angehöriges, nichts Objektives, und dann etwas mehr oder minder Relatives, von jeder Sprache individuell Konstruiertes ist, und endlich das Denken nicht n e b e n, sondern i n n e r h a l b der Sprache verläuft. was sich freilich auf dem Papiere nicht darstellen läfst.

Unser Bestreben hat demnach darauf auszugehen, die Verknüpfung direkt herzustellen und zugleich einseitige Reproduktion möglichst auszuschliefsen, d. h. wir wollen die Assoziation $B \rightleftharpoons F$, statt der bisherigen $M \rightleftharpoons F$ oder gar $M \leftarrow F$ oder $M \rightarrow F$.

Wir schlagen nun dementsprechend vor, die Muttersprache so wenig wie möglich zu benutzen, und zwar zumeist nur zur Erklärung, und nur im Notfalle zur Übersetzung eines Wortes zu greifen. Eine Erklärung zwingt stets bis zum Begriff zurückzugehen, während das Wort der Muttersprache viel weniger notwendig den Begriff reproduziert (resp. ein Vorstellungsbild erzeugt); besonders beim massenhaften Vokabellernen zeigt sich der Übelstand, dafs das Wort oft tot bleibt. Man lese folgende Reihe von Wörtern: *Stuhl — Tisch — Bank — Baum — Buch — Besen — Treppe — Bein — Arm:* alles sehr geläufige Wörter, und doch wird man vielfach nur W ö r t e r lesen, ohne dabei Vorstellungsbilder der Objekte selbst zu haben.

So weit es möglich ist, bestreben wir uns vom Begriffe auszugehen, und zwar wird uns dies immer

da gelingen, wo wir den Begriff durch ein Bild ersetzen können, das nach dem psychologischen Gesetz der Substitution sich an Stelle des in unserer Seele befindlichen Vorstellungsbildes setzt und sofort dessen Reproduktionstendenzen übernimmt — für praktische Zwecke demnach unbedenklich dem Begriffe selbst gleichgesetzt werden kann.

Wir werden also von dem Bilde ausgehen und dazu den fremden Namen des Objektes stellen. Mit diesem nun assoziieren wir weiter die Ableitungen und sonstigen formverwandten Wörter, die wir, soweit dies ausführbar ist, wieder durch Bilder, sonst aber durch Worte erklären, aber wieder nicht übersetzen, und zur Übersetzung nur, wo dies unvermeidlich oder aus praktischen Gründen geboten ist, unsere Zuflucht nehmen.

Wo die alte Methode z. B. Folgendes gab (dabei entweder durchgängig vom deutschen, oder durchgängig vom fremden Worte ihren Ausgang nehmend):

lieben	*aimer*
liebenswürdig	*aimable*
Liebhaber	*amateur*
Liebe	*amour* etc.

schlagen wir etwa vor:

***lieb**-en **aim**-er* (e-me) [St. *aim-*, *am-*]

-able: — Endung *-able* (a-bl') bezeichnet öfter, dafs die im (Verbal-) Stamm ausgedrückte Thätigkeit vorzunehmen ist oder vorgenommen werden kann; so *mange*-able, *pardonn*-able, bl*âm*-able von *mang*-er (mā-že) '*ess*-en', *pardonn*-er (par-do-ne) '*verzeih*-en', *blâm*-er (blā-me) '*tadel*-n', — ähnlich wie unser *-wert, -bar.*

am-our (a-mū-r) 'Liebe'.

-eux: — Endung- *eux* (ö[z][1]) *fem. euse* (ø̄-z) bezeichnet das Erfülltsein mit einer Sache; so: *glori*-eux, *valeur*-eux, *chaleur*-eux, von *gloire* (glʷā-r) 'Ruhm' *valeur* (va-lœ̄-r) 'Tapferkeit', *chaleur* (ša-lœ̄-r) 'Hitze'.

Also: 'liebe-erfüllt, verliebt'.

am-ateur (a-ma-tœ̄-r) etc.

Wir haben hier absichtlich eins der schwierigeren Beispiele gewählt, um zu zeigen, wie wir da verfahren würden, wo wir innerhalb der »Sprache« bleiben müssen, ohne Bilder zu Hilfe nehmen zu können. Die scheinbare Inkonsequenz hier vom orthographischen Symbol auszugehen, wird durch die Vorteile, die uns andrerseits für die Assoziation dadurch geboten werden, wieder ausgeglichen, indessen ist dies ein Punkt, über den sich vielleicht noch streiten liefse. Für jetzt scheint mir jedenfalls dieser Gang noch am geratensten.

Wir würden nun etwa Obiges auf die linke Seite unseres Vokabulars setzen und auf der rechten vor allem die nötigen Satzbeispiele geben, da die Wörter aus ihrer Umgebung herausgerissen tot bleiben. Wir werden dazu Bemerkungen über die Lautform (so hier über den Wechsel zwischen [e] und [æ] im Stamme von [e-me] 'aimer') geben und die nötigen Erklärungen über den Bedeutungsumfang, über die Abgrenzung desselben gegen den verwandter Wörter (Synonymik), über syntaktische und sonstige Verwendungen und Verbindungen (Phraseologie) beifügen. Wir sind auf diese Weise sicher, dafs der Lernende nur wirklich verstandene Wörter lernt, dafs er sich nichts Falsches einprägt, was bei den bisherigen Vokabularen, die nur Wort neben Wort

[1]) Das (z) nur vor Vokalen, in der Bindung.

stellen, unvermeidlich, und dafs ihm beide Wege (*F—>B—>F*) geläufig werden; durch die Trennung von Stamm und Endung wird die Gruppenbildung erleichtert und damit ein lebendiges Gefühl für die Analogie gebildet; ferner bleiben wir auf diese Weise wesentlich innerhalb der fremden Sprache. Viel leichter wird die Sache da, wo wir Bilder benutzen können.

pot (po-)
-ier (po-t^{i}e-)
-erie (po-t^{e}-rī-)

chap-eau [*-el-*] (ša-po.)
-el *-ier* (ša-p^{e}l^{i}e-)
-erie (ša-pæ-l^{e}-rī-)
[geschrieben *chapellerie*!]

Auch hier wieder haben wir, gerade wie oben, nur die Bedeutung der Endungen zu erklären — was natürlich nicht zu ewigen Wiederholungen zu führen braucht — und der Lernende wird diese Wörter wirklich durchdringen und sie bald ebenso beherrschen und verstehen, wie die der Muttersprache. Es ist ganz unleugbar, dafs ein auf diesen Principien erbautes Vokabular eine tiefere Einsicht in das Wesen und den Bau des Materials einer gewissen Sprache geben mufs, als unsere bisherigen Wortsammlungen.

Man vergleiche zur Probe dagegen:

Topf *pot*	Hut *chapeau*
Töpfer *potier*	Hutmacher *chapelier*
Topffabrik *poterie*	Hutfabrik *chapellerie*

und man wird an der psychologischen Richtigkeit

des von uns verteidigten Verfahrens nicht mehr zweifeln.

Man sieht, wir versuchen hiermit, auch die Vokabelkunde — das Stiefkind des Sprachunterrichts — auf eine wissenschaftliche Grundlage zu basieren und sie so auf eine höhere Rangstufe zu erheben, ohne deshalb in die völlig fruchtlosen Spekulationen und unnützen Spielereien der Dihmschen *Onomatik* zu verfallen, die die Wortkunde eher in Misskredit bringen könnte.

Was die praktische Einübung der Vokabeln betrifft, so erinnern wir nur im Vorbeigehen an die Selbstverständlichkeit des bekannten Spruches von der *repetitio mater studiorum*, der aller Spracherlernung als Motto dienen soll. Wir erklären uns aus einem Grunde, der uns beim Vokabellernen schon die Bahn über die Muttersprache verschmähen liefs, d. h. weil indirekte Assoziation ein Hemmnis für prompte Reproduktion der Endglieder ist, gegen alle mnemotechnischen Hilfen. Die beste Einübung des Wortschatzes ist die mechanische (die Verknüpfung durch öftere Wiederholung) und die judiciöse, wie Kant das Einprägen durch Aufsuchen inneren Zusammenhanges genannt hat. — Was das Quantum betrifft, so ziehen wir intensives einem massenhaften Vokabellernen durchaus vor, und glauben, dafs es vollkommen genügt, alltäglich einige Gruppen von im ganzen etwa 15—20 Einzelwörtern in jeder Beziehung sorgfältig einzuüben. Diese Forderung ist keineswegs bedeutend und doch beherrscht man etwa in sechs Monaten das für Sprechen und Schreiben zunächst nötige Quantum von mit den Begriffen assoziierten Wörtern. Aufserdem führt die Lektüre ja noch allerlei brauchbaren Stoff zu.

Hat man auf diese Weise die gesprochene Sprache sich zu eigen gemacht, was mit unserer

psychologischen Methode, da wir nur Notwendiges und Richtiges richtig, naturgemäfs, lernen, nicht nur zuverläfsig in kürzerer Zeit, sondern auch besser als bisher meist geschehen kann, wenn wir auch ausdrücklich betonen müssen, dafs ohne Arbeit auch hier nichts erreicht wird, dafs es sich nur um ein Weniger oder Mehr der Sprachbeherrschung, nicht um ein Alles handeln kann, dafs es unendlich schwer ist, auch nur die Muttersprache in ihren Höhen und Tiefen zu kennen und zu beherrschen, so dafs es auch in ihr nur wenige bis zu einer gewissen Vollendung bringen: — hat man also die Umgangssprache bis zu einem gewissen Grade beherrschen gelernt, dann mag man zum Studium der Schriftformen der Sprache (Prosa — Poesie) übergehen. Dies Studium erstreckt sich vor allem auf die ausgebreitete Lektüre mustergiltiger moderner Schriftsteller. Daneben lese man Zeitungen, arbeite sich, um die Wortkenntnis auch hier auszubreiten, an der Hand von populär-wissenschaftlichen Werken (vielleicht der kleinen *Ecole mutuelle* und Mac Millan's *Science Primers*) in die Terminologie des einem schon bekannten Teiles der Wissenschaft ein, benutze so viel als irgend möglich für die Nationalen bestimmte Wörterbücher, die statt einer Übersetzung eine Erklärung in der fremden Sprache geben (von kleineren z. B. Larousse, *Petit dictionnaire* und Stormonth, *Etymological Dictionary*, von gröfseren das Wörterbuch der Akademie und Webster), man gehe dann zur Ergänzung noch Vokabulare wie die von Pautex und Roget (*Thesaurus of English Words and Phrases*) durch, und wird auf diese Weise ein nationales Sprachgefühl für die verschiedenen Stilgattungen, für ihre verschiedenen Formen in Grammatik und Wort erwerben, was von der bisher üblichen Methode

nicht erstrebt wurde und was mit ihr nur wenigen mit grofser Mühe gelang.

Zu gleicher Zeit mag man nun neben fleifsiger Übung in freier schriftlicher Darstellung, und neben Sprech- und Denkübungen in der fremden Sprache, anfangen zu übersetzen. Wir müssen nochmals wiederholen, dafs uns übersetzen nicht bedeutet, Wörter durch Wörter ersetzen, sondern für einen gegebenen Gedanken eine neue, dem Kreise der betreffenden Sprache entsprechende Form finden — selbst für den Sprachkenner eine schwere Forderung! Für den Anfänger ist sie einfach unerfüllbar. Man wird bei diesen Übersetzungen aus praktischen Gründen gut thun, möglichst seinem Denkkreise Verwandtes, Naheliegendes zu wählen, da nur dies sich wahrhaft assimiliert.

Zugleich ist nun der Zeitpunkt gekommen, ein wissenschaftliches (historisches — komparatives) Sprachstudium zu beginnen, das erst auf Grundlage einer tüchtigen Kenntnis des modernen Sprachzustandes wirklich gedeihen kann. Man vergesse allerdings hierbei nicht, dafs für sprachvergleichende Zwecke es notwendig ist, sich mit der ganzen Gruppe, der die betreffende Sprache angehört, sei es auch nur oberflächlich, bekannt zu machen, da man natürlich nur Dinge vergleichen kann, die man kennt.

Was nun die praktische Durchführung der hier nur in groben Umrissen gezeichneten Methode betrifft, so haben wir, um Missverständnissen vorzubeugen, zu bemerken, dafs wir hier versucht haben, die Frage zuvörderst, losgelöst von allen speciellen Verhältnissen und Unterrichtsformen, im Princip zu beantworten, da doch diese Lösung des Problems allen weiteren Erörterungen voraufgehen mufs.

Eine tiefer gehende Untersuchung in dieser Richtung hätte, abgesehen von vorläufig minder wich-

tigen oder leicht zu beantwortenden Detailfragen, die Modifikationen ins Auge zu fassen, die unsere Ausführung etwa zu erleiden hätte, wenn es gälte, Mittel für den Selbstunterricht zu schaffen, oder das Problem des Sprachstudiums im Lande selbst oder im Verkehr mit Angehörigen der betreffenden Sprachgenossenschaft zu lösen; sie hätte ferner festzustellen, in welchem Alter man etwa mit der künstlichen Spracherlernung zu beginnen habe [1]) welchen Einfluſs auf die Gestaltung des Unterrichts die Individualität einer bestimmten Sprache ausüben wird; ob und wieweit überhaupt auch beim Massenunterricht die modernen Sprachen sich als lebende Sprachen behandeln lassen, — denn daſs, wenn aller Unterricht individuell sein soll, dies in hervorragendem Maſse vom Sprachunterrichte gilt, ist unschwer einzusehen.

Diese und andere naheliegenden Specialfragen müssen wir hier unerörtert lassen, da es uns zunächst darum zu thun war, eine Grundlage zu finden und das Terrain abzustecken.

Wir sind völlig überzeugt, daſs unsere Ansichten, mit denen wir übrigens keineswegs allein stehen,[2]) nicht nur keine Utopieen, sondern sogar die Ansichten einer nahen Zukunft sind. Die Anzeichen einer bevorstehenden Besserung mehren sich. Die nötigsten Hilfsmittel für ein naturgemäſses Sprachstudium werden sich bald finden. Man gestatte uns hier noch, heute schon auf einige treffliche Arbeiten der Art hinzuweisen. Ein Muster für die Bearbeitung einer gesprochenen Sprache ist Sweets

---

[1]) Man erwäge hier Rousseaus Bedenken gegen allzu zeitiges Erlernen fremder Sprachen (Emile, Livre II).

[2]) So verweisen wir u. a. auf Quousque Tandem, der Sprachunterricht muss umkehren (1882) und Sayce, How to learn a Language. Nature, May 29. 1879.

Sounds and Forms of Spoken Swedish. Für das Englische besitzen wir schon VIETORS warm zu empfehlende, kurze *Englische Formenlehre* und STORMS *Englische Philologie*, ein ungemein reichhaltiges Buch, das u. a. sehr zuverläfsige feine Beobachtungen aus dem Gebiete der gesprochenen Sprache und sehr schöne Charakteristiken der verschiedenen Sprachschichten (zeitlich — geographisch — social) enthält, das aber seiner Anlage nach für Studierende und Lehrende bestimmt, dem Lernenden nur indirekt nutzbar gemacht werden kann. In allen diesen Werken finden sich auch zuverläfsige Angaben über die Laute der betreffenden Sprachen. Knappe, aber scharfumrissene Skizzen individueller Lautsysteme (Englisch — Französisch — Deutsch — Holländisch — Isländisch — Schwedisch — Dänisch[1]); — Nordwelsch[2]); — Russisch[3]); — Portugiesisch[4]); hat SWEET gezeichnet. Die portugiesischen Laute sind aufserdem noch bearbeitet worden von Prinz L.-L. BONAPARTE[5]); und neuerdings, gleichzeitig mit SWEET von VIANNA[6]). Das Norwegische hat BREKKE[7]) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und mehrere andere derartige Einzeldarstellungen stehen in Aussicht.

Mehr und mehr dringt die Sprachforschung bis zur lebenden Sprache und bis zum Indivi-

---

[1]) *Handbook of Phonetics* 1877.

[2]) *On Spoken North Welsh* in *Proceedings of the Philological Society*, Febr. 1881.

[3]) *Russian Pronunciation* 1878.

[4]) *Spoken Portuguese* 1883 (enthält auch eine Darstellung der Verbalflexion auf Phonetischer Basis).

[5]) *Transactions of the Philol. Society* 1880—81.

[6]) *Romania* janvier 1883.

[7]) Bidrag til dansk-norskens lydlære. 1881.

duum vor, und wir dürfen hoffen, dafs Wissenschaft und Praxis sich zum schönen Bunde die Hand reichen, um ein Ziel, das man fast für unerreichbar hielt, auch dem minder Befähigten und minder Begünstigten nahe zu rücken.

ERKLÄRUNG DER LAUTSCHRIFT.

(e) geschlossenes *e* : dtsch. (zē) 'See', (te-ā·-tər) 'Theater'.
(æ) offenes *e* : dtsch. (læ·-mən) 'lähmen'.
(ö) geschlossenes *ö* : dtsch. (lö·-zən) 'lösen'. Nicht kurz im Deutschen.
(œ) offenes *ö* : dtsch. (gœtər) 'Götter'. Nicht lang im Deutschen.
(ə) kurzes, dumpfes *e* unbetonter Nebensilben.
(z) »weiches« (stimmhaftes) *s* in norddeutschem (lē·-zən) 'lesen', (zē) 'See'.
(š) = dtsch. *sch.* (šā·-də) 'Schade'.
(ž) »weiches« (stimmhaftes) *sch.* (že-nī·) 'Genie', (žurnā·l) 'Journal', dtsch.!
(·) bezeichnet den Wortaccent *(stress)*.

In den französischen Wörtern ist der Wortaccent, weil ziemlich gleichschwebend auf alle Silben verteilt, unbezeichnet gelassen. Man hat, wie man aus dem gleichmäfsigen Schlage des Uhrpendels die verschiedenartigsten Rhythmen heraushören kann, auch den französischen Wortaccent nach und nach und schon auf nahezu allen denkbaren Silben gehört (s. Merkel *Über den französ. Wortton*). Im einzelnen wird dann die Lage des Accents teils noch von dem alten Endbetonungsprincip, teils von der Vokalquantität, teils von der Stellung des Wortes im Satze, teils von der rhetorischen Betonung bestimmt. Als wesentliches Moment für den französischen Accent ist auch die Tonhöhe *(pitch)* in die Untersuchung zu ziehen, und diese hat durchaus vom ganzen Satz auszugehen. Die Akten über die Frage sind noch nicht endgiltig geschlossen.

37915

La
F829p

Author Franke, Felix

Title Die praktische Spracherlernung...

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU